

# Kulturelle Umschau

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **31 (1951-1952)**

Heft 11

PDF erstellt am: **17.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Stadttheater Zürich

Mozart/Erismann: Don Pedros Heimkehr

Das Zürcher Stadttheater hat einem Werk zur Uraufführung verholfen, das — hoffen wir es — in die Repertoires der Opernbühnen eingehen wird. Der Versuch, aus Bruchstücken von zwei unausgeführten buffa-Opern Mozarts und verschiedenen «Einlage»-Arien Mozarts in fremde Opern (der Zeitsitte gemäß) eine eigene Oper zu machen, welche die schönsten Musikstücke in den Vordergrund stellt, ist gelungen. *Hans Erismann*, langjähriger Chormeister am Zürcher Theater und versierter Mozartkenner, zeichnet für den musikalischen (weitaus wichtigsten) Teil des Unternehmens. Es ist ihm gelungen, eine Handlung zu erfinden, welche die einzelnen Musikstücke in (annähernd) jenen Zusammenhang stellt, in dem sie an ihrem Ursprungsort stehen. Dergestalt konnte der Empfindungsgehalt gewahrt bleiben; die Handlung paßt sich dem Verlauf an, der durch die «Stationen» der Arien, Duette und Ensembles gegeben ist.

Dabei sind dem Neugestalter einige großartige Wendungen geglückt. Wenn man überschaut, was von den beiden Opernfragmenten (es sind «L'oca del Cairo» und «Lo sposo deluso», beide kurz nach der «Entführung» geschrieben) zur Verfügung stand, so sieht man, daß es wenig ist, das Wenige aber in nicht unglücklicher Konstellation. So ist von «Sposo» her eine nette Ouvertüre vorhanden und einige Ensemble-Sätze (sie stehen im ersten Akt der neuen Oper), von der «Oca» aber vor allem ein kräftiges Finale, das hier richtigerweise als Finale des 2. Aktes dient. Das Repertoire zur Auslese der in fremde Opern eingelegten oder für andere Gelegenheiten von Mozart einzeln komponierten Arien und Szenen ist nun allerdings ziemlich groß, doch mußte für die Zusammenstellung — abgesehen vom Wunsch nach Verwendung des Schönsten — eine gewisse stilistische Einheitlichkeit beobachtet werden. Hier ist denn auch der Punkt, wo — vom Musikalischen her gesehen — die gefährlichsten Klippen der Neugestaltung liegen: der erste Akt etwa beginnt mit der Ouvertüre der reinsten italienischen buffa und endet mit Rezitativ und Arie «Alcandro, lo confesso» aus der Don Giovanni-Zeit, in das die Schrecken des Don Giovanni eingegangen sind. Die fünf Jahre, die dazwischen liegen, würden bei andern Komponisten zwanzig Jahre an Entwicklung sein.

Wie Erismanns Handlung den Zugang zu den einzelnen Szenen gefunden hat, das ist nun aber überaus geschickt. Etwa zum Terzett «Liebste Luisita» im 2. Akt, und zum anschließenden Quartett. Original stehen die beiden Stücke als Einlagen in der «Villanella rapita» des Bianchi, deren Libretto bald berühmt und mehrfach vertont wurde. Die einleitende Duett-Partie spielt dort zwischen dem Grafen, der ein Bauernmädchen ihrem Bräutigam abspenstig machen will, und sie eben reich beschenkt, während der hinzutretende Bräutigam seine unterdrückte Wut als dritte Stimme dazu setzt. In «Don Pedro» steht anstelle des Grafen der rechtmäßige Liebhaber des Mädchens, Florindo, während jener Bräutigam hier nicht direkter Nebenbuhler ist, sondern als Diener die Liebenden zuhanden seines Herrn (Don

Pedro) ertappt, dem das Mädchen versprochen ist. Also bei veränderte Konstellation der Figuren eine analoge handlungsmäßige Situation. Dergleichen Geschicklichkeiten gibt es die ganze neue Oper hindurch. Die Textgestaltung lag in den Händen von *Oskar Wälterlin* und *Dr. Werner Gallusser*.

Der größten Ingenuität wäre es nicht möglich, neben diesem Optimum an dramatischer Motivierung der Musikstücke die Handlung auch noch so einzurichten, daß dramatische Charaktere daraus hervorgingen, die jenen in den «Nozze» oder im «Don Giovanni» die Waage halten könnten. Eine solche auf der Einheit eines Charakters beruhende Geschlossenheit ist füglicherweise nicht zu erwarten. Die Gestalt des Don Pedro selbst ist von beträchtlicher Breite der Interpretation! Die Bedenkenlosigkeit einer frivolen Lebensführung und die Erhabenheit eines vom Schicksal Geschlagenen, ja eine Neigung zur Rührseligkeit (Donna Manuela-Szene im letzten Akt!) müssen sich in ihn teilen. Aber es lohnt sich, um der Musikstücke willen seinen synthetischen Charakter zu vergessen! Im allgemeinen sind die Gestalten um so einheitlicher, je mehr sie einen Personentyp der opera buffa erfüllen können. Darin erweist sich das Gesetz der Gattung. Nicht daß nicht auch freiere Charaktere vorkommen sollten (Mozart tendiert auf dem Wege zum «Figaro» gerade auf diese hin), aber sie ergeben sich naturgemäß schwerer aus Musikstücken verschiedener Provenienz. Von den buffa-gebundenen Gestalten «sitzt» der Diener, Battista, am sichersten im Spiel. Daneben der Baßbuffo, Alvaro, hier der verarmte Adelige, der seine Tochter Luisita an Don Pedro verschachert.

Luisita hat zumeist die für Aloysia Weber geschriebenen Arien zu meistern (man gewinnt so ein deutliches Bild von den Qualitäten dieser vielgerühmten Stimme, hat ihr doch Mozart wie kaum einer «auf den Leib» geschrieben). Diese Juwelen für die Bühne zu gewinnen, ist allein ein Verdienst, gehen sie auch ausdrucksmäßig über die buffa hinaus. Ihre g-moll-Szene «Ach, sie stirbt, meine Hoffnung» («Mia speranza adorata»), etwas vom Unerhörtesten, was Mozart in eine einzelne Singstimme gelegt hat, möchte man sich am Beginn des zweiten Aktes denken, ganz frei für diese Stimmung, statt als Ruhepunkt ins komödiantische Geschehen eingelegt. Eine Vertauschung mit der jetzt am Aktbeginn stehenden Arie «Vorrei spiegarvi» wäre auch gesanglich vorteilhaft, und ließe sich wohl (bei einiger Textänderung) bewerkstelligen.

Die innigste Musik vernimmt man weiter aus dem Munde ihres Liebhabers Florindo. Ihm fällt die von innerer Erregung getragene Arie «Per pietà, non ricercate» zu. Seine Canzone «Die Engel Gottes weinen» und die anschließende «Canzonette» sind zwei Lieder (und damit die beiden einzigen original deutsch textierten Stücke der Oper), die Erismann sehr gut orchestriert und dem Ganzen eingefügt hat (diese Orchestrierung sollte irgendwo vermerkt sein).

Gegenüber dem musikalischen Pensum Don Pedros ergibt sich die Frage, ob derart ausdrucksmächtige Stücke wie das schon erwähnte «Alcanto, lo confesso» und die Szene «Così dunque tradisci» (von 1783) im letzten Akt, der seria (Metastasio «Temistocle») zugehörig, noch in diesem auf buffa und semiseria gestimmten Werk verwendbar sind. Man muß sich bewußt sein, daß diese über alle je von Mozart angewandte Gegensätzlichkeit hinausgeht. Auch hier wird man aber der Musik dieser den ganzen Einbruch der subjektiv-dramatischen Menschengestaltung darstellenden Stücken zuliebe zustimmen, — besonders gern in der Annahme, daß sich auch das zukünftige Publikum von «Don Pedros Heimkehr» des musikalischen Ziels dieses Werks bewußt ist.

Im dramatischen Aufbau steht der 2. Akt weit voran; es zeigt sich hier die Kraft eines Finales (der einzigen vorhandenen), der alle Elemente in einem Anstieg von den Soli über das Ensemble bis zum Chor einbezieht. Daß der erste Akt dramatisch absinkt, ist offensichtlich; ob (statt einer Opferung der Baß-Szene) vielleicht mittels einer Weiterführung durch eine Szene, die auf das Folgende Bezug nimmt, zu helfen wäre? Der dritte Akt endlich findet sich nach gefährlicher Viel-

gleisigkeit in der Mitte zu einem guten, organischen Ende zusammen. Im ganzen ergibt sich eine sehr geschickte Führung der großen Zahl der leider (aus musikalischen Gründen) nötigen Personen. Daß auch die Tonartenverhältnisse sich homogen entwickeln, gehört mit zum Glück dieser Bearbeitung.

Verschiedene Vorhalte mögen sich aufdrängen; bei einem Unternehmen, das eine solche Fülle musikalischer und dramaturgischer Probleme aufwirft, ist dies nicht zu umgehen. Aber sie alle vermögen nicht das Verdienst von Hans Erismann zu schmälern, der mit großem Verantwortungsbewußtsein und künstlerischer Intuition am Werk war. Als Komponist der sehr Mozart-treuen Rezitative verfügte er über dieselbe künstlerische Zuverlässigkeit und Einfühlung. Es ist ihm gelungen, ein Werk zu schaffen, das, so eindeutig es ist, daß es als Ganzes nicht von Mozart ist, in jedem Einzelnen den wahren Mozart'schen Geist ausstrahlt.

Von der (im gesamten ansprechenden) Aufführung können wir nurmehr die Namen nennen: es sind Victor Reinshagen am Pult, Oskar Wälterlin an der Regie, Heinz Rehfuß, Kathryn Harvey, Max Lichtegg, Willy Ferenz, Zbyslaw Wosniak und Ira Malaniuk als Hauptdarsteller.

*Andres Briner*

## Der Mensch in der Zelle

*Eine Betrachtung über den gefangenen Menschen*

*«Führe ich gen Himmel, so bist du da.  
Bettete ich mir in der Hölle, siehe,  
so bist du auch da».*

Ps. 139. 8.

Kaum eine Form menschlichen Seins ist uns, seitdem Gott den Menschen frei erschaffen hat, so eindringlich vorgestellt worden wie die Gefangenschaft. Und es ist, als sprächen in dem Chor menschheitlicher Zeugnisse über den Gefangenen und das Wesen der Gefangenschaft für den Christen nicht nur diejenigen mit, denen es — in der Regel später — gegeben war, beredt Zeugnis abzulegen, sondern als sei die eindringliche Beredtsamkeit der Menschen, die aus der Zelle kamen, um das vielleicht noch viel größere und eindringlichere Schweigen verstärkt worden, mit dem zu allen Zeiten und nicht am wenigsten heute Gefangenschaft erduldet worden ist. Ja, jene Durchdringung von Reden und Schweigen läßt sich darüber hinaus sehr wohl so deuten, daß wir nicht zu meinen brauchen, wir seien die Rufenden, wenn wir das Dasein des gefangenen Menschen deutend und mit einem Versuch, zu ergründen, beschwören. Ebenso gut mag es so sein, daß wir nur die von dem viel größeren Schweigen um die unzähligen Zellen dieser Welt Gerufenen sind.

Es hat aber den Anschein, als sei seit den Zeiten der vorchristlichen Reiche des Vorderen Orients mit ihren für damalige Verhältnisse bis zur Vollkommenheit entwickelten Methoden der Entvölkerungspolitik und der Nutzbarmachung des Gefangenen unserer Zeit vorbehalten geblieben, dem wärmenden Liebeshauch, der durch Christus (auch für die Gefangenen) in die Geschichte des Menschengeschlechts einströmte, mit bewußt gottvergessener Eiskälte zu begegnen und Gefangenschaft für den einzelnen Menschen wie für ganze Völker und Erdteile zum ersten Male in der Geschichte zur Norm menschlichen Seins zu machen, ohne daß wir zu sehen vermöchten, wie der wärmende Anhauch der Liebe Christi, dieses Gefangenen, der sich für alle gefangen gab und der in allen Zellen dieser Welt leibhaftig die nie erlöschende Hoffnung hinterließ, bei den Kerkermeistern unserer Zeit Macht gewinnen sollte.

Doch so, wie schon der Titel dieser Betrachtung, die an eine Sendung des Schweizerischen Rundspruchs und das nun im Druck zugängliche Manuskript dieser Sendung anknüpft, von erregender Vieldeutigkeit ist und durch seine Bestandteile: den Menschen und die Zelle, mancherlei Aspekte öffnet, so ist Gefangenschaft selbst ein Begriff, der mit der Zeitenwende ganz neue Dimensionen angenommen hat<sup>1)</sup>. Denn seit der Menschwerdung Gottes in Jesus Christus ist der Mensch, auf welcher Daseinstufe und in welcher Lebenslage auch immer, nur unter einem Aspekt zu begreifen: in seinem Verhältnis zum Menschensohn. Von der Zelle hinwieder sprechen wir bald als von der geringsten Raum-Einheit, in der menschliches Leben, freiwillig von der Welt abgeschlossen, der Anbetung und der Versenkung in die göttlichen Geheimnisse dient, bald als von dem unfreiwilligen Strafgefängnis der Beziehungslosigkeit zur Welt und bald wieder als von der kleinsten erkannten Einheit organischen Lebens, die gleichwohl universale und schier unendliche Weiten der Entwicklung und des Fortbestands der Gattung keimhaft in sich schließt.

Die allererste Gefangenschaft, die uns vom Menschengeschlecht überliefert ist, ist die Gefangenschaft in der Schuld menschlichen Lebens. Erst durch die Gefangenschaft im schuldverwirkten Sein wurde die Gefangenschaft des göttlichen Odems im geschaffenen Menschenleibe bewußt. Ihr aber ist Befreiung geschenkt worden in der göttlichen Gefangenschaft Christi, dessen Nachfolger sich schon bald nach seiner Auferstehung und Himmelfahrt als die mit ihm im Geiste Verbundenen, von seinem göttlichen Fortwirken Gebundenen «Gefangene in Christo» nannten. Gehört so «zur Erkenntnis unserer Freiheit in Christus die Erkenntnis von der Gefangenschaft in der menschlichen Schuld», so gehört zum Bewußtsein unserer Schuld auch das Wissen um unsere Freiheit. So wie die erwachende Todesangst der Menschheit vor der Zeitenwende das Vorbild des freiwillig sterbenden Gottessohns empfing, so tritt Christus als das Unterpand der Freiheit selbst in Fesseln hinter Kerkermauern vor eine von Gefangenschaften aller Art heimgesuchte alte Welt, und so überwindet, ja sprengt alles, was Christi Botschaft in das Zeitliche trägt, die Gesetzlichkeit der bis dahin vollzogenen Geschichte.

Eben deshalb ist seit Christus alle Geschichte der Gefangenen und der Gefangenschaft eine Geschichte der Befreiungen, und eben deshalb mußte die Stellung der christlichen Welt zum Leben des Gefangenen, gleichviel, welcher Art, eine andere sein als die der alten Welt, welche den Gefangenen, wo sie ihn überhaupt am Leben ließ, nur als Ware betrachtete. Es ist jene Einstellung, die seit den Tagen der Urkirche, der Kirche mit so vielen Gefangenen in doppeltem Sinne, für das Schicksal der Schuldgefangenen die Formel geprägt hat: Strafe für das Verbrechen, — Erbarmen für den Verbrecher!, den in Christo geheiligten Menschen, und für die Hunderttausende der um ihres christlichen Glaubens willen Gefangenen, Verschleppten und Versklavten, für deren Loskauf und Rettung riesige Bistümer verarmten: daß ihre lebendigen, in Christus geheiligten Seelen «die edelsten Schätze der Kirche seien, edler und weniger entbehrlich als goldene Kelche und Pathenen».

Wir wollen nicht vorschnell gering von den Hirten der Kirche unserer Tage und der Herde der Gläubigen denken, aber das eifernde Eintreten eines Augustin für ein in Christi Geist gestaltetes Los der Strafgefangenen und die brennende Liebe der ersten Kirche in tätiger Fürsorge und anhaltendem Gebet für die zahllosen Gefangenen damals beschämt weithin unsere Zeit und namentlich das Volk in Europas Mitte, das so viele Gefangene unerreichbar weiß und, wie es den Anschein hat, in weiten Kreisen heute schon das Bewußtsein, daß es von der Stummheit ihres unerträglichen Loses gerufen wird, der Bequemlichkeit halber verdrängt, — frivol bescheiden Organisationen und Verträgen überlassend, was an lebendiger, fürbittender Liebe zu wenig eingesetzt wird.

<sup>1)</sup> «Der Mensch in der Zelle», Dichtung und Deutung des gefangenen Menschen. Summa-Verlag, Olten, und Jakob Hegner, Köln 1951.

Alle werden wir beschämt, — nicht von einer donnernden Anklage, die uns zur Zuchtrute zu werden vermöchte, sondern vom Schweigen und von der leisen Gewalt eines Vorwurfs, wie er nach unsäglicher Verlassenheit Wort zu werden vermag: «Ich war gefangen, und ihr habt mich nicht besucht!» Alle müssen wir uns taub fühlen angesichts der apostolischen Mahnung: «Gedenket der Gefangenen wie Mitgefangene, und derer, die Trübsal leiden, als die ihr auch noch im Leibe lebet!» Und jenes vielleicht älteste Gebet der Christenheit:

Herr, erlöse die Gefangenen,  
befreie die Entrechteten,  
sättige die Hungrigen,  
tröste die Kleinmütigen,  
bekehre die Verirrten,  
führe zum Licht, die in der Finsternis wohnen...

ist eine immer noch zu wenig geübte Fürbitte in unserer Zeit. Aber in aller Lauheit sind wir ja nur die Erben jener allmählich säkularisierten Auffassung von der Gefangenschaft, die den Gefangenen nicht mehr an der Seite Christi sieht, jener Auffassung, an der Humanismus, Aufklärung, Rationalismus und Materialismus jahrhundertlang gearbeitet haben und der nur der Pietismus und die von ihm inspirierten Gefängnisreformen entgegengewirkt haben, — freilich ohne die Herzenswärme und die charismatische Fülle, die den Sünder über den moralischen Maßstab hinaus an sich zieht. Doch erst der Neuzeit, dem atheistischen Materialismus als imperialistischer Staatsgesinnung in zwei Großmächten und ihren Vasallen blieb es vorbehalten, den gefangenen Menschen zu einem von seinem Menschentum und seiner Gotteskindschaft abgelösten Arbeitssklaven und Vernichtungs-Aspiranten zu machen und die Gefangenschaft als Existenznorm von Völkern, Millionen und Abermillionen, zu kreieren: Erdteile als Zellen.

Gefangenschaft — für den Einzelnen wie für ganze Völker — ist ein Dasein ohne Weltanteil. Der Gefangene hat keine anderen Bindungen als die an die vier Wände, die ihn umgeben, — oder die Wände der Furcht vor Verrat und Verfolgung. Die Bindung ist ihm aufgezwungen. Psychische und physische Gewalt können sein Ich selbst von der Verbindung mit der eigenen Vergangenheit trennen. Er kann ein Mensch ohne Gedächtnis, und was Gedächtnis alles an lebendigen Lebensschätzen zu enthalten vermag, werden. Er hat keine andere Würde als die, die ihm sein Gewissen verleiht, und keine andere Bürde als die der Notdurft und seiner Gedanken, solange diese wachbleiben. Er ist aus der Summe des freien menschlichen Lebens in Raum und Zeit zurückgetreten. Er lebt, wie Oskar Wilde schrieb, in einer «ewigen Jahreszeit des Grams». Er hat keine Nachbarn oder keine anderen als anonyme. Wo er persönliches Leben sucht und persönliche Verbindung, befindet er sich auf verbotenen Wegen. Er soll ohne Zusammenhang sein, obschon wir Menschen nur in Zusammenhängen leben können und, ganz vereinsamt, sterben müssen. Er wartet auf das Wunder seiner Befreiung, und weil er wartet, lebt er derweil. Aber «was heißt überhaupt leben? Und was ist das Leben eines in seiner Zelle eingeschlossenen Gefangenen» (oder eines in seine Grenzen gefesselten Volkes) «anders als die unsinnige Erwartung des Tages, da das Leben ihm wieder zurückgegeben wird? Das Leben eines Gefangenen ist, genau besehen, nichts anderes als die Erwartung des Lebens» (Roland de Pury). Und ein Christ «ist nicht fähiger standzuhalten gegen die Verzweiflung der Gefangenschaft, als ein anderer. Er ist ebenso aus der Fassung gebracht in der Prüfung, ebenso verloren, ebenso unglücklich, ebenso niedergedrückt. Wenn dem nicht so wäre, dann wären die Hilfe der Worte Gottes und der Trost des Heiligen Geistes keine nötigen, objektiven Dinge. Es wären nicht Dinge, die uns halten... Denn ein Christ hält nicht; er wird gehalten. Die Gnade bringt das Leiden nicht zum Verschwinden. Die christliche Haltung besteht darin, ... das Leiden anzunehmen aus Gottes Hand.

Das Leiden aus Seiner Hand anzunehmen und es zu leben in Seiner Gegenwart. Alles aber, was gesagt wurde, ist nur wahr *in der Hoffnung*.

An der göttlichen Hoffnung erst scheiden sich die Arten der Gefangenschaften vor und nach, mit und ohne Christus. Seitdem Er für alle im Gefängnis gewesen und den Tod eines Gefangenen gestorben ist, ist keine Zelle dieser Welt, die ein Gefangener betritt, leer. In jeder ist schon Er vor ihm, wartet auf ihn, kann ihn zu sich führen — und zugleich hinaus in eine Freiheit, die keine Mauer zu ersticken vermag. Bevor der Gefangene sie betritt, ist in jeder Zelle dieser Welt Christus. In der menschlichen Traurigkeit einer jeden Zelle wacht auch noch die göttliche Traurigkeit, von der Paulus spricht, und neben der Verzweiflung wacht die größere, die göttliche Hoffnung, — nicht nur die auf den Glückstag der äußeren Befreiung, sondern jene andere, die der in den Block geschlagene, mit gebrochenem Arm schreibende Savonarola anbetete. Jede Zelle ist Anfang oder Ende, je nachdem ob der Gefangene darin teilhat an dem Gottmenschen in der Zelle, in der Zelle des Grabes, das der Ostermorgen für uns gesprengt hat, oder in der Zelle des Tabernakels.

Haben wir den Mut, unsere nicht nur in Erdteile voneinander geschiedene, sondern im Geiste noch tiefer gespaltene Welt mit Ozeanen grundloser Entfremdung zwischen den Kontinenten zu betrachten, so will es am Ende scheinen, sie bestehe aus lauter ineinander gewirkten Kreisen unentrinnbarer Gefangenschaften: aus Zellen der Teilnahmslosigkeit, der Herzenskälte, der Schuld erkalteter Liebe; aus Zellen der Opferung, der Vergewaltigung von nach Gottes Bilde geschaffenen Menschen und in Gottes Mannigfalt erstandenen Völkern unter der Fron des Antichrist.

Die um Gefangene trauern, vermissen mit Schmerzen die Macht der Liebe, die den Engel herbeizieht. Ihr Vertrauen auf Organisationen der christlichen Ethik ist bei der erwiesenen Machtlosigkeit nun schon erschöpft. Als habe die Christenheit nicht zu allen Zeiten nur die Macht der Ohnmächtigen erbitten dürfen, — ob gegenüber Königen oder Kommissaren —, wenn es die Gefangenen gilt: die unsichtbaren Pförtner der fürbittenden Liebe, die ja auch noch den tiefsten Kerker zu erreichen und, einzige Gewißheit des Glaubens, nach innen zu öffnen vermögen, weil sie allein ja Den zu entsenden vermag, der schon Petrus und Johannes durch seinen Engel aus dem Gefängnis führte und den die stumme Bruderschaft aller Gefangenen aller Erde, von den frühesten Märtyrern an, über Boethius, Savonarola, Thomas Morus zu Dietrich Bonhoeffer, Hanns-Georg von Heintschel-Heinegg und allen den Namenlosen, die allein in IHM genannt und zu Zeugen aufgerufen sind, als den EINZIGEN anerkennt, der die Gefangenen zu lösen vermag.

*Edzard Schaper*

## Museum Helveticum 1949-1951

Wenn die Wissenschaft vom klassischen Altertum sich der Idee nach nicht auf einen Teilaspekt antiken Lebens beschränkt, sondern sich um ein Gesamtbild der geistigen Grundlagen Europas müht, in das Politik und Wirtschaft ebenso einbezogen sind wie Sprache, Dichtung, Philosophie und bildende Kunst, so hat die zunehmende Verfeinerung der Methoden doch auch ihr eine Arbeitsteilung aufgezungen, die es dem einzelnen kaum mehr gestattet, die Forschung auf allen Gebieten zu überblicken. Das kommt u. a. darin zum Ausdruck, daß die meisten altertumswissenschaftlichen Zeitschriften des Auslands im Dienste von Teildisziplinen stehen und höchstens noch in der Bibliographie eine Übersicht über den Fortgang der Arbeit auf dem gesamten Gebiet vermitteln.

In unserem Lande, wo sich spezialistische Zeitschriften — jedenfalls in den Geisteswissenschaften — schon aus finanziellen Gründen verbieten, hat dagegen das *Museum Helveticum*, das gegen Kriegsende von Dozenten aller sieben Universitäten ins Leben gerufen wurde, aus der Not eine Tugend zu machen gewußt und von Anfang an neben der Philologie im weitesten Sinne auch Archäologie und Alte Geschichte in sein Programm einbezogen. Es hat sich damit in den neun Jahren seines Bestehens unter der Leitung von *Olof Gigon* (Bern) und *Fritz Wehrli* (Zürich) weit über die Landesgrenzen hinaus ein Ansehen erworben, das den mutigen Entschluß seiner Begründer durchaus rechtfertigt<sup>1)</sup>.

Besonders fruchtbar wirkt sich die Verbindung mehrerer Teildisziplinen naturgemäß dort aus, wo sie in den Dienst eines gemeinsamen Themas tritt. Das erweist in der Berichtsperiode etwa die umfassende Untersuchung von Nikolaos Yalouris (Athen) über Athene als Herrin der Pferde, deren Ergebnisse für den Religions- und Kulturhistoriker nicht weniger bedeutsam sind als für den Archäologen und den Philologen (Jg. 1950).

Diese in Basel entstandene Arbeit eines jungen griechischen Forschers zeigt zugleich, wie sich das *Museum Helveticum* seit Kriegsende in zunehmendem Maße der vielstimmigen Einheit der übernationalen Altertumswissenschaft zur Verfügung stellt. So stammt in den letzten drei Jahrgängen mehr als die Hälfte der Beiträge von ausländischen Mitarbeitern. Daß Deutschland die überwiegende Zahl davon stellt, erklärt sich u. a. aus den schwierigen Verhältnissen, die der deutschen Altertumswissenschaft sechs Jahre nach Kriegsende noch immer nicht wieder genügend eigene Publikationsmöglichkeiten bieten; doch sind auch die romanischen und angelsächsischen Länder mit namhaften Mitarbeitern vertreten.

In besonderem Sinne erfüllt das *Museum Helveticum* diese übernationale Mittlerrolle durch Gemeinschaftspublikationen. Ein schönes Beispiel dafür bietet die Veröffentlichung eines in Bologna liegenden Papyrus (Jg. 1951): Reinhold Merkelbach (Köln) ist es gelungen, seine bisher rätselhaften Fetzen zu einem sinnvollen Texte zusammenzufügen, den Beiträge aus Deutschland, England, Italien und der Schweiz so weit klären, daß wesentliche Züge einer orphischen Unterweltsbeschreibung faßbar werden. Sie sind geeignet, nicht nur die berühmte Darstellung im 6. Buche von Vergils Aeneis, sondern auch verwandte frühchristliche Anschauungen zu erhellen.

Der Zeit der Spätantike und des Frühchristentums, die um ihrer selbst wie um ihrer Bedeutung für die Folgezeit willen in der Forschung der letzten Jahrzehnte immer stärkere Beachtung findet, gelten auch gewichtige Einzeluntersuchungen: A. J. Festugière (Paris) und Philip Merlan (Claremont/California) klären den symbolischen Sinn der Pyramide in der Hermetik (Jg. 1949 und 1951), und Aufsätze von Bernhard Wyß (Basel) über Gregor von Nazianz (Jg. 1949), von André Labhardt (Neuchâtel) über Tertullians Stellung zur Philosophie (Jg. 1950) und von Ernest Dutoit (Fribourg) über Augustin (Jg. 1949) beleuchten die Haltung des Christentums der antiken Bildung gegenüber, die sich von der scharfen Ablehnung Tertullians zum Versuch des Ausgleichs bei den Kirchenlehrern des 4. Jahrhunderts wandelt. Der andere Schwerpunkt philosophiegeschichtlicher Arbeiten liegt weiterhin in der klassischen Zeit des 4. Jahrhunderts: So deckt Fritz Wehrli (Zürich) die Beziehungen zwischen hippokratischer Medizin und platonisch-aristotelischer Ethik auf (Jg. 1951), Wolf Steidle (Würzburg) bestimmt die Stellung des Dialogs Laches in der Entwicklung von Platons politischem Denken neu (Jg. 1950), und Wilhelm Capelle (Hamburg) untersucht Theophrasts Begriff der biologischen Entartung (Jg. 1949).

Auf dem Gebiet der griechischen und lateinischen Dichtung wären einerseits etwa die Beiträge zur Deutung der neuen Sapphofunde von André Rivier (Lau-

<sup>1)</sup> Vgl. Juliheft 1944 und Juliheft 1949.

sanne) und Roland Hampe (Mainz) zu nennen (Jg. 1948, resp. 1951), denen schon 1946 eine Interpretation von Willy Theiler (Bern) und Peter Von der Mühl (Basel) vorangegangen war, andererseits die dank ihrer methodischen Verschiedenheit sich ergänzenden Properzstudien von Denis van Berchem (Lausanne) und Luigi Alfonsi (Milano) (Jg. 1948 und 1949) und die Interpretationen von Harald Fuchs (Basel) zu Plautus' *Mostellaria* (Jg. 1949). Wertvolle Vorarbeit zu der immer noch ausstehenden Gesamtsammlung der Fragmente des Polyhistor Varro leistet Hellfried Dahlmann (Marburg) mit der Edition der Briefreste (Jg. 1950).

Der Raum verbietet, neben diesem Hinweis auf die hauptsächlichsten literarhistorischen Probleme auch auf die Linguistik, die ja in unserm Lande seit Wilhelm Wackernagel von Forschern europäischen Rufs gepflegt wird, und die Alte Geschichte im einzelnen einzugehen. Ein besonderes Verdienst des Museum Helveticum liegt darin, daß es trotz der damit verbundenen drucktechnischen Erschwernungen auch die Archäologie in Wort und Bild zu ihrem Rechte kommen läßt, sei es in Verbindung mit der Geschichte wie etwa in den weitausgreifenden Beiträgen von A. Alföldi (Bern) zur Geburt der kaiserlichen Bildsymbolik (Jg. 1950/51) oder auf ihrem eigentlichen, kunsthistorischen Gebiet. Diesem ist vor allem das reich illustrierte Doppelheft gewidmet, das im Juli 1951 als Festschrift zum 70. Geburtstag von *Arnold von Salis*, dem kürzlich zurückgetretenen, hochverdienten Inhaber des archäologischen Lehrstuhls der Universität Zürich, erschienen ist. Es entspricht dem in bester humanistischer Tradition stehenden Lebenswerk des Jubilars, daß darin neben einer reichen Fülle deutscher und schweizerischer Arbeiten über griechische und römische Plastik und Architektur auch Beiträge zur Geschichte des Humanismus bis Goethe und Jacob Burckhardt nicht fehlen.

*Felix Heinemann*

*Nicht im wurzellosen Dasein, nur auf dem Boden  
lebendiger Tradition ist aufbauende Fortentwicklung  
möglich.*

*Leonhard v. Muralt*